

Mitgliedschaft und Mitverantwortung in den Orden heute

Aus der Sicht des Jesuitenordens

Hermann-Josef Wallraff SJ, Frankfurt/Main

Mitsehen, mithören, mittragen, mitverantworten, diese Formel, offenbar angelehnt an das Motto der CAJ, „sehen, urteilen, handeln“, formte sich in den letzten Tagen als Leitlinie unserer gemeinsamen Beratungen heraus. Ein zeitgemäßes Motto für das Programm einer „zeitgemäßen Erneuerung“! Allerdings, zeitgemäß auch insofern, als bereits im Mitsehen die Unterschiede hervortreten, der jeweils andere Blickwinkel. *Eine* Schauweise sei vorgeführt. Sie besagt nicht alles.

I. Zustandsanalyse

Nachdem die deutschen Jesuiten aus der durch den Kulturkampf erzwungenen Emigration zurückgekehrt waren, begann ein Prozeß, der ihre Arbeitsweise Schritt für Schritt beträchtlich verändert hat. Manche der Modifikationen, die diesen Vorgang konstituieren, waren rein faktischer Natur; sie brachten zum Ausdruck, wie die jeweils Handelnden sich und den Orden gesehen haben. Andere Veränderungen der Arbeitsmethode – und zwar die markanteren – sind offenbar funktional bedingt. Allerdings wandelte sich die Arbeitsstruktur der in Deutschland tätigen „Societas Jesu“ keineswegs so generell, daß derzeit nirgendwo mehr Leistungsstil und Lebensweise jener Patres zu beobachten wären, die sich vor 60 Jahren bemüht haben, den Sinn des Ordens zu erfüllen! Trotz ihrer beharren den Merkmale aber gingen die Jesuiten zu Arbeitsgebieten und zu einer Arbeitstechnik über, die dem Ordensleben und dem Orden selbst eine modifizierte Gestalt gegeben haben.

Nach wie vor trägt die Zugehörigkeit zum Orden die innerweltliche und innerkirchliche Position des einzelnen Jesuiten. Der Respekt, der dem Orden als Corpus gilt, öffnet Türen, die der private Namen nicht zu öffnen vermöchte. In diesem Respekt wird das Institutionelle des Ordens sichtbar, wird deutlich, wie stark das Renommee des Verbandes den gesellschaftlichen Rang auch des stärksten Mitgliedes überragt. Also ist wie eh und je der Orden als Orden am Werk, nicht eine Summe von Individuen, die nur insofern eine Einheit sind, als sie eine parallele Ausbildung durchlau-

fen haben oder als sie durch den gleichen Vermögenskomplex unterstützt und getragen werden.

Unbeschadet der ganz und gar nicht gebrochenen verbandlichen Bedeutung des Ordens aber ist in vielen Ländern eine Individualisierung seiner Mitglieder und ihrer Arbeit bereits eingetreten oder noch im Gang, die zu innerverbandlichen Anpassungen nötigt. Unterbleiben die fälligen Adaptationen oder werden sie nicht ins volle Bewußtsein gehoben, dann entwickelt sich die Gefahr, daß es innerhalb des Gebildes unvermittelt zu starken Zerreißproben kommt. Gewisse Symptome weisen bereits in die Richtung dieser Gefahr.

Aller Aufmerksamkeit wert ist vor allem die Tatsache, daß die Ordensobern – vornehmlich die höheren Positionen – in ein zunehmend kritisches Licht geraten. Wahrscheinlich nicht lediglich deshalb, weil es den heutigen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, im Vergleich zu ihren Altvätern, an Tugend gebricht, mag der ewige laudator temporis acti das auch behaupten. Bei näherem Zusehen dürfte es sich um einen strukturell bedingten Vorgang handeln. Nur sind die logischen Konsequenzen der Strukturveränderungen nicht gezogen.

Aufgrund der sich wandelnden Konstellation der gesamtgesellschaftlichen Gegebenheiten, in die die Mitglieder des Ordens durch ihre Arbeit verflochten sind, und kraft geistesgeschichtlicher Besonderheiten kommt es eigengesetzlich zu einer Form der Emanzipation, die die einzelnen stärker als Individuen exponiert. Nicht in erster Linie, weil sie von einem Willen zu solcher Emanzipation beseelt wären. Der geschichtliche Prozeß emanzipiert sie, ob sie wollen oder nicht.

Ob das einzelne Mitglied des Ordens diesen oder jenen Grad an Ausbildung erreicht sowie die Energie, mit der es sich auf dem laufenden hält und fortbildet, also Merkmale des Jesuiten, die Jahrhunderte hindurch in ihrem Grundbestand durch die *ratio studiorum*, durch *Quinquenalexamen* und konkrete Anweisungen von seiten der Obern sichergestellt worden sind, haben sich weitestgehend in die Verantwortung des Beteiligten verlagert. In die Verantwortung, nicht in das Belieben. Nun geht der stärkste Druck, sich für die Aufgaben fortzubilden, die man in Angriff genommen hat, von der Konkurrenz profaner Kollegen und von seiten einer kritischen Öffentlichkeit aus. Daß sich der Jesuit dieser Konkurrenz und Kritik in der Tat aussetzt, daß er nicht in kleinbürgerliche Unauffälligkeit ausweicht, dafür haftet er auf die Dauer allein. Der Idee des Ordens nach hat sich die Funktion des Obern in bezug auf diesen Zusammenhang völlig gewandelt: Der Obere muß die Werte-Wahl des einzelnen im Auge behalten und vor allen Dingen zusehen, daß niemand unter Berufung auf die Hausordnung, die Armut, die Häuslichkeit oder andere wohlklingende

Titel die unablässig notwendige Adaptation an das durchschnittliche Leistungsniveau der profanen und kirchlichen Umwelt vernachlässigt. Wie in der Anfangszeit des Ordens ist es die erste Funktion der Obern, den Rückzug ins „Monastische“ zu versperren.

Mutatis mutandis gilt das, was hinsichtlich der Ausbildung und Fortbildung der Ordensangehörigen gesagt wurde, auch in bezug auf deren Arbeitsintensität. Der Obere kann kaum noch dafür haften, daß die Intensität, mit der ihm zugeordnete Mitglieder des Ordens arbeiten, eine hohe bleibt. Zumal ihm eine geistgeschichtliche Komponente im Wege steht. Strukturgeschichtlich scheint es so gewesen zu sein, daß ein großer Teil der Orden und ein großer Teil der Ordensleute nicht in erster Linie arbeitete, um einen transitiven Effekt zu erzielen, vielmehr um der Werte willen, die in der Arbeit selbst liegen. Sie beschäftigten sich, aber sie arbeiteten nicht im strengen Sinn des Wortes. Zu untersuchen, wie weit das so war, ist Sache der Historiker und jener Experten, die sich mit den verschiedenen Ordensregeln befassen. Immerhin gibt es zu bedenken, daß rheinische Bauern und Handwerker nach wie vor Arbeitnehmer, die umständliche Vorbereitungen treffen und trotz dieser nur lässig auf das Ziel zusteuern, mit dem entrüsteten Ruf anzutreiben pflegen: „Tu keine Mönchsarbeit!“ Nicht der Obere, nur der einzelne selbst kann die Arbeit, die der Orden leistet, bis zu der inhaltlichen Effizienz hochreißen, die heute in der vergleichbaren profanen Umwelt erzielt wird.

Selbst so intensiv religiöse Arbeiten wie Exerzitien und Predigtwochen arrangiert, namentlich wenn sie speziellen Gruppen zugeordnet sind, praktisch kaum noch der Obere in seiner Eigenschaft als Oberer. Das Angebot und die Nachfrage solcher Arbeiten wurde ausgesprochen personenbezogen. Von Ausnahmen abgesehen, wird der einzelne Pater angeschrieben; seine Eigenart gibt den Ausschlag, sein Sprachstil, seine Lebensart, seine Intelligenz, seine Vorsicht oder sein Wagemut. Allein der Angesprochene befindet darüber, ob er die erwartete Leistung so oder anders kombiniert. Schaltet sich einmal ein Oberer in die Details solcher Absprachen oder Absichten ein, so resultieren meistens Spannungen, die für beide Seiten unerquicklich sind. Zudem geht das Maß der Arbeiten, die der Orden leistet, nach derartigen Versuchen sichtbar zurück.

Nicht wenige Mitglieder des Ordens sind in ihrer Arbeit räumlich isoliert. Niemand tastet den Grundsatz an, Universität und Arbeitsort seien so zu wählen, daß der Beteiligte in einem Haus des Ordens wohnen könne. Der Grundsatz bleibt in Geltung; trotzdem mehren sich die Fälle, in denen er nicht befolgt werden kann. Im Ergebnis bilden sich die Beziehungen zwischen dem einzelnen zu seinen Obern für eine kürzere oder eine längere Zeit auf relativ seltene Begegnungen und Besprechungen

zurück. Seinen Alltag gestaltet er in eigener Verantwortung; er selbst entwirft seine Tagesordnung; er selbst ist es, der die Zeiten des Schweigens und der geistlichen Übungen festsetzt.

Manche Arbeit nötigt den Pater, der sie ausübt, sich in eine rechtliche Stellung zu begeben, die seine Mitbrüder nicht inne haben. Man denke an die Seelsorge, die sich um die Strafgefangenen bemüht, und zwar im Hauptberuf. Selbst wenn der Ordensmann nicht Staatsbeamter ist, unterstellt er sich einer Anstaltsordnung, auf die sein Oberer nicht den geringsten Einfluß hat. Er ist Weisungen unterworfen, die ihn weit über die Dienststunden hinaus prägen, ausdrücklichen, persönlichen und mehr noch solchen, die ihn, institutionell verfestigt, wie ein Netz umgeben.

Nicht nur der Beamte unter den Jesuiten und der dem Beamten ähnlich gestellte Ordensmann hat im Alltag auf seine alleinige Verantwortung mit profanen Autoritäten zu tun. Der Direktor einer Schule beispielsweise pflegt einen Schriftverkehr mit dem Kultusministerium, der intensiver ist als die Beziehung zu seinem Provinzial. Hier und in analogen Fällen ist das für den Orden Typische durch Mitglieder zur Geltung zu bringen, die in der Regel nicht Obere im ordensrechtlichen Sinne sind. Was ihren Arbeitsbereich betrifft, sind sie praktisch auch nicht von einem Obern abhängig, so daß mittelbar doch dessen Entscheid die Verantwortung trüge. Selbst die alte und naheliegende Unterstellung, der einzelne Jesuit, dem Aufgaben der geschilderten Art übertragen worden seien, handle in deren Vollzug jeweils, wie sein Oberer hier und jetzt handeln würde, wird inhaltlich betrachtet nichtssagend. Denn der konkrete Obere kann meist für den Zusammenhang gar keine Verantwortung übernehmen, da dieser ihm nicht im geringsten vertraut ist. Den Ausschlag gibt die Konzeption des Ordens, die das Mitglied in sich selbst entwickelt hat und weiter entwickelt. Der unmittelbar vor Ort tätige Jesuit ist weder praktisch noch theoretisch in der Lage, die Verantwortung für seine Entscheidung und damit die Kritik an diesen Entscheiden dem Obern oder dem Orden selbst zuzuschieben.

Die oft zitierte Unterscheidung zwischen einer Arbeit, die in Eigenregie und einer solchen, die in Fremdregie vorgenommen wird, bedarf dringend weiterer Distinktionen. Es ist nicht alles Fremdregie, was der direkten Regie des Obern entzogen ist. Auch wo seine Mitglieder tätig sind, ist der Orden in einer eigenen Regie tätig. Er handelt durch sich selbst und zwar um so intensiver, je mehr das Mitglied, das hier und jetzt handelt, als Jesuit gilt und nicht als irgendein privater Christ, und je stärker der Einfluß des Jesuiten – völlig abgesehen von dessen rechtlicher Stellung – ist. Eine vertraglich vereinbarte Arbeit oder Position ist weder rechtlich noch soziologisch gesehen in jedem Fall Fremdregie. Selbst rechtlich betrachtet

liegt eine gewisse Mitbestimmung vor. Realiter kann es sich um eine ziemliche Alleinbestimmung handeln. Das alles sagt nichts gegen die Zielsetzung, die Arbeiten des Ordens betonter auf solche Gebiete zu verlagern, in denen der Orden nur auf sich gestellt und vornehmlich durch seine Obern zu operieren vermag. Die Frage ist nur, wie weit das Prinzip der Arbeitsteiligkeit, auf dem ein hohes Maß der erreichten Kultur und die Existenz einer nicht geringen Quote der Menschheit beruht, auch die Jesuiten, ob sie wollen oder nicht, zur Kooperation mit anderen Menschen und Gebilden nötigt.

Gewiß ist auch in den Jesuiten die Neigung lebendig, sich nicht zu verfügbar zu halten. Rechtlich abgeschirmte Aufgaben kommen einer bürgerlichen Sicherheit gleich; sie machen den, der sie übernimmt, unantastbar wie einen Beamten. Einer staatlichen oder einer kirchlichen Autorität unterstellt, entzieht sich der Ordensmann der Gefahr, daß ihn die Obern bald um dieses, bald um jenes bitten, ihn bald in diesem, bald in jenem Zusammenhang beschäftigen. Er birgt sich in dem Establishment, dessen Teil er geworden ist, anders als es sich die Gründer des Ordens gedacht hatten. Ohne Zweifel ist derartiges an der zur Zeit beobachteten und beobachtbaren Individualisierung beteiligt. Aber hier liegt nicht die tragende Ursache des Vorgangs.

Jede wissenschaftliche Spezialisierung, die nicht lediglich erworben, sondern auch ein Leben lang genutzt wird, macht den ständigen Kontakt mit den Institutionen und Kollegen des Fachgebietes erforderlich. Konkret heißt das: Mitglieder des Ordens, die in ihrer Disziplin ernst genommen werden wollen, sehen sich sehr viel häufiger zu einer Reise, zu einem Besuch, zu einer öffentlichen Diskussion veranlaßt, als der mit zeitlos gültigen Antworten befaßte Denker der vergangenen Jahrhundertwende. Sie üben Kritik im Namen ihrer persönlichen Einsichten und werden mit einem gerüttelten Maß an Kritik bedacht. Ihre Sprechweise ist durch den Jargon gewandelt, in dem sich die Disziplin gefällt, der sie angehören. Ihre Verflechtung in die Umwelt ist dem Obern nur im groben bekannt. Der Obere ist nicht in der Lage, fundiert darüber zu entscheiden, inwieweit hier der einzelne Vorgang Gewicht hat.

Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß hier keine Verhaltensmaximen verkündet werden. Es wird nur auf Trends verwiesen und auf Folgerungen, die diesen Trends mitgegeben sind, soweit die Logik den Ausschlag gibt.

Im Vergleich zu der Idee, die sich in der alten Ordensregel zeigt, nur in Begleitung eines Mitbruders öffentlich aufzutreten (*regula socii*), sind die weitaus meisten Jesuiten in erschreckendem Maß auf sich gestellt; anläßlich der Tagungen, an denen sie teilnehmen, in den Beratungsgremien, am

Verhandlungstisch, auf Reisen, im Urlaub, in der Individualseelsorge; Mitbrüder und Obere sind weit weg. In dem Maß, in dem die profane Kleidung üblich wird, entfällt auch der stützende Blick einer besorgten oder kritischen Umwelt. Wird die Idee des Ordens nicht von dem, der ihm zugehört, persönlich verantwortet, so kann auch der Obere sie nicht durchsetzen.

Allmählich werden selbst die klassischen Zentren des Ordenslebens, das regelmäßige mündliche Gebet, die Meditation, die tägliche Zelebration zum persönlichen Entscheid.

Das Amt eines Obern unterliegt einer deutlichen Reduktion. Mag es früher einmal seine Aufgabe gewesen sein, die Arbeit der Ordensmitglieder sowohl anzusetzen wie im Vollzug zu steuern; das geht in bezug auf wichtige Funktionen des Ordens nicht mehr. Der Obere kann sich berichten lassen, nicht zu genau, sonst ertrinkt er sofort unter der Fülle von Zusammenhängen, Begriffen und Namen, die er mit bestem Willen nicht zu bewältigen vermag. Oft genug kann er nicht einmal den Entscheid treffen, diese Arbeit sei übermorgen zu beenden. Nicht selten ist seine Verantwortung auf die Rolle reduziert, bei großen Pflichtwidrigkeiten zuzugreifen, und auf die Funktion, entsprechende Nachwuchskräfte freizugeben oder nicht.

Eine geistesgeschichtliche Strömung unterstützt den partiellen Strukturwandel, den die Arbeit des Jesuitenordens infolge der Entwicklung erfährt, in der die profane Gesellschaft begriffen ist. Auch diese Strömung verlagert die Haftung stärker auf die Mitglieder des Ordens, macht zuerst diese Mitglieder zum Adressaten der Kritik, die am Orden und die im Orden geübt wird.

Der Grundgedanke des Ordens ist rechtlich gefaßt worden. Man hat versucht, ihn durch generelle Normen auszudrücken, auf der einen Seite durch negative, verbietende, auf der anderen durch positive, weisende; da und dort durch prinzipienhaft strenge, meist aber durch elastisch offene. Nun aber erweist sich, daß die generellen Klauseln, sieht man von den wenigen harten Prinzipien ab, in Anbetracht der vielschichtigen Wertnuancen, die in den Entscheidungssituationen des heutigen Alltags zur Debatte stehen, kaum eine Handreiche bieten. Sie lassen jeweils mehrere Werte-Kombinationen zu, die sich nur durch Nuancen unterscheiden, jedoch gerade durch Nuancen, die umstritten sind. Die Alternativen haben sich verfeinert, wobei die Feinheiten nicht jedem ungeschulten Auge sichtbar sind. Zuständig wird das Wertbewußtsein des Kundigen, nicht mehr das Wertbewußtsein einer von anderswo begründeten Autorität, die nur auf die Beachtung der generellen Normen zu achten hat. Was letztlich zu beachten ist, ist den Autoritäten dieser Art überhaupt nicht erkennbar,

jedenfalls nicht in ihrer Eigenschaft als metafunktional begründete Autorität.

Mit der Unbefangenheit vorskeptischer Kulturen hat man lange Zeit generelle Gesetze konkreter gelesen, als es die Logik erlaubt. Weil es üblich war, sie so zu verstehen, weil alle Welt sie so verstand, weil niemand auf den Gedanken kam, sie könnten auch eine andere Auslegung zulassen. Oder aber es erschien eine Verhaltensnorm im Gewand des zeitlos gültigen Gesetzes, obgleich es sich bei näherem Zusehen nur um eine mittelfristige *Consuetudo* handelte. Gut beraten durch die Ideologiekritik und durch die moderne Methodologie, ist die derzeitige Epoche bestens darin geübt, derartiges zu entlarven. Es entfallen zahlreiche konkrete Weisungen, deren man noch vor wenigen Generationen sicher war. Das Feld wird offener; die Autoritäten treten stärker in den Hintergrund. Zuständig wird der Handelnde selbst, der einzelne und seine Deutung der Idee, der einzelne und sein Wertbewußtsein. Jedenfalls weist der gesellschaftliche Trend in diese Richtung.

So dicht Systeme von Verhaltensanweisungen wie Ordensregeln auch formuliert sein mögen, in der laufenden Periode treten die Lücken der Normen stärker ins Bewußtsein. Deutlicher als in anderen Phasen erkennt alle Welt, wie oft der einzelne selbst einschlägige Werte gegeneinander abzuwägen, miteinander zu kombinieren hat. Negativ ausgedrückt: Die generellen Aussagen seiner Konstitutionen lassen den Ordensmann genau so mit seinem Entscheid allein, wie dies die Obern mit ihrer Autorität tun. Tatsächlich liegt die Verantwortung in der Feinabstimmung, um die es bei dem erreichten Entwicklungsstand meistens geht, nicht aber auf der Ebene der Obern oder der generellen Norm. Vielleicht war das Ordensleben wirklich einmal in erster Linie eine Exekutive von Regel und Befehl. Zur Zeit ist es das nicht. Zur Zeit ist der Alltag des Ordens und seiner Mitglieder eher eine durch den einzelnen verantwortete Exekutive der Ordensidee. Ein Maß an Freiheit, das intensiver bildet als Gesetz und Weisung.

Der durch die Praxis vollzogene und durch die derzeitige Interpretation genereller Normen unterstützte Prozeß einer Reduktion der Zuständigkeit des Obern kollidiert offenbar einigermmaßen mit der Schauweise, in der man die Ordenskonstitutionen seit der Zeit des Absolutismus und bis hinein ins 20. Jahrhundert auszulegen pflegte. Niemand mehr hält es für einen Affront gegen die biblischen Bücher, durch genaueste Hermeneutik festzustellen, was in ihnen zeitbedingte Einkleidung und was zeitlos gültige Aussage und Weisung ist. Im Gegenteil! Um der Dignität der Bibel willen gilt jede vulgäre Form des Verständnisses als verpönt. Auf die Dauer kommt es auf den allein fruchtbaren Kern an. Deshalb befreit man

diesen Kern immer wieder aus geschichtlichen Überlagerungen. Was in bezug auf den Text aller Texte fruchtbar ist, ist hinsichtlich der Konstitutionen nicht Blasphemie. Die größere Ehrfurcht zeigt sich in der sauberen Analyse, nicht in zeitbedingt vorschneller Deutung.

Mit welcher Akribie hat die Theologie den Begriff der Tradition als einen dynamischen herausgearbeitet. Wenn man an die Entwicklungen der Dogmen denkt, hat sich gerade das Dynamische als fruchtbar erwiesen. Tradition ist nicht ein fixierter Bestand, sondern ein lebendiges Prinzip, die Entfaltung des Vorgegebenen und nicht ein statisches Datum. Wie anlässlich der geschriebenen Texte ist daran zu erinnern, daß auch in bezug auf die Tradition die Kirche voranschreitet. Ist die dogmatische Tradition eine dynamische, so ist dies im Prinzip auch die Tradition der Orden.

Der Funktionsschwund der ordensrechtlichen Autoritäten kollidiert mit dem Bewußtsein mancher seiner Mitglieder. Materialisiert zeigt sich diese Tatsache, so dialektisch es klingen mag, zuerst in der permanenten und heftigen Kritik, mit der gerade diese Ordensmitglieder die Obern bedenken. Weil sie ein stark idealisiertes Bild des Obern in die Konstitutionen hineinlesen, zersetzen sie im Ergebnis die zwar wesentlich geringere, aber praktisch unverzichtbare Autorität der geschichtlich-tatsächlichen Träger der ordensrechtlichen Gewalt. Anders, als es aus früheren Perioden berichtet wird, geht die Intensität der Kritik, der die höheren Obern unterworfen sind, bei einem Wechsel der Personen im Amt nur in den ersten Wochen zurück. Grund dieses Phänomens kann nur die habituelle Überforderung des Ordensobern sein, es sei denn, wider alle Wahrscheinlichkeit würde der Jesuitenorden Jahrzehnte hindurch einen schlechten Griff in der Auswahl der rechtlich Verantwortlichen gehabt haben. Im Rückblick ist das Gegenteil beweisbar. Und trotzdem die nicht abreißende zersetzende Kritik an den höheren Obern.

Es dürfte nicht Zufall sein, daß es dem Orden immer schwerer fällt, die Posten der höheren Obern zu besetzen, jemanden zu finden, der für ihre Übernahme bereit ist. Das Amt wird zum Ballast. Auf der einen Seite unterliegt es einem deutlichen Funktionsschwund, auf der anderen Seite wird es überfordert. Beweis für den Funktionsschwund ist neben Wichtigerem auch die Tatsache, daß sich die Träger der Ordensgewalt weitgehend auf eine buchhalterliche Tätigkeit, einen buchungstechnischen Schriftverkehr untereinander und Akte der Vermögensverwaltung abgedrängt sehen. Das ist eine nicht gerade begeisternde Arbeit, wenigstens nicht für den, der für eine andere Aufgabe ausgebildet worden ist.

Ob durch eine Form der Buchhaltung vollbeschäftigt oder nur mit einer Regierung zur linken Hand befaßt, in beiden Fällen ist der Obere weit

davon entfernt, die Kritik jener Mitglieder zu vermeiden, die Anspruch auf eine gestraffte Führungskonzeption, auf eine inhaltlich gefüllte und nicht nur rechtlich konzipierte Monarchie erheben. In auffallender Weise überdauert der nach oben gerichtete Vorwurf den Wechsel in den Führungsgremien, es wüßten diese nicht, was sie wollten, sie täten nicht, was sie sollten. Eine derartig stetige Kritik dürfte weniger auf personelle als auf strukturelle Mängel aufmerksam machen. Für jeden Soziologen ist das selbstverständlich. Offenbar ist das Amt, so wie es von den Kritisierenden gedacht wird, überhaupt nicht erfüllbar. Strukturelle Zerrungen dieser Art können das Gebilde auf die Dauer völlig zersetzen. Das gruppenspezifische Selbstbewußtsein sinkt; der Wille zu Zugehörigkeit und Leistung läßt nach. Landauf, landab sucht man nach dem starken Mann. Vergebens! Denn dieser Ausweg ist verbaut. Es kommt kein Engel, um die Aufgaben zu erfüllen, die kein Sterblicher erfüllen kann.

II. Forderungen und Aufgaben

Alle Erwartungen, denen der Orden genügen soll, seien sie von außen her an ihn gerichtet oder in seinem eigenen Bereich lebendig, fordern in erster Linie die Mitglieder des Verbandes heraus.

Die Mitglieder sind es, die dafür haften, daß das Prestige des Ordens gewahrt bleibt. Sie, nicht die Obern sind der Orden, wie die Christen es sind, die die Kirche bilden und nicht die Bischöfe. Es handelt sich um eine ausgesprochene Parallele zur Fortentwicklung des Kirchenbewußtseins. Anders als die juristisch zuständige liegt die praktisch tatsächliche Repräsentanz des Ordens nicht bei den Inhabern der Ordensgewalt. Das geht schon daraus hervor, daß die Öffentlichkeit die Namen der Obern zumeist nur kennt, wenn die Namen vor der Übernahme des Amtes bekannt waren.

Die überhitzte Kritik an den Obern, die sich zu einer quasi institutionalisierten Permanenz verdichtet hat, und die den Verband auf die Dauer funktionsunfähig zu machen droht, geht voraussichtlich erst wieder auf das allenthalben unter den Menschen übliche Maß zurück, wenn die Mitglieder in dem Bewußtsein leben und handeln, daß *sie* den Orden aktuieren und jede Kritik im Orden und am Orden auffangen müssen. Gewiß dürfte ein Teil der Kritik, die an den Obern geübt wird, längst eine Form der unbewußten Selbstkritik der Mitglieder sein. Bewußt vollzogen aber fällt die Selbstkritik normalerweise sehr viel ruhiger und toleranter aus. Ruhiger und richtig adressiert leistet die Selbstkritik einen notwendigen Beitrag zum Gemeinwesen, wirkt sie nicht zersetzend wie in der Form der ständigen Überforderung anderer Personen.

Keineswegs macht das sich wandelnde Selbstverständnis des Ordens es notwendig, die monarchische Struktur des Gebildes anzutasten. Im Gegenteil! Das ewige Wählen beunruhigt die demokratisch gefügten Orden nicht wenig. Sie verschwenden ein gerütteltes Maß an Energie auf ziemlich belanglose Unterschiede. Unbeschadet der monarchischen Ordnung aber ist in erster Linie das Bewußtsein des Ordens stärker auf die Vollhaftung jedes einzelnen Mitgliedes und der Gruppen der Mitglieder abzustellen. Er, der Jesuit, ist haftbar für die Idee des Ordens, nicht so sehr der Obere.

Aufgabe der Autoritäten scheint es zu sein, die typisch institutionellen Entscheidungen zu treffen. Daran ändert der zitierte Funktionsschwund nichts. Die Obern haben die institutionellen Vorbedingungen zu den Leistungen zu sichern: Grund und Boden zu kaufen, die erforderlichen Gebäude zu errichten und sie ständig zu entfalten, Teilgebilde ins Werk zu setzen oder zu schließen, bei staatlichen und kirchlichen Behörden um Rechte bemüht zu sein, die die Wirkkraft des Ordens erhöhen, die jungen sowie die freiwerdenden Mitglieder Aufgaben zuzuführen, die nach dem Selbstverständnis des Ordens zuerst ihn herausfordern. Sie haben die Ausbildung des Ordensnachwuchses so zu steuern, daß sie bestens auf die demnächst zu erbringenden Leistungen vorbereitet. Kurz: die nichtgeschwundene Funktion der Obern ist der Zubringerdienst. Der Ausdruck ist nicht in einem despektierlichen Sinn verstanden.

Selbst diesbezüglich aber ist auch der beste Obere kaum noch zum Alleinentscheid befähigt. Bei der ausgedehnten Spezialisierung der Arbeiten und der Arbeitsbereiche ist der Träger der Autorität nicht in der Lage, allein auf sich und seine persönlichen Einsichten verwiesen, sachverständig darüber zu befinden, ob er zugunsten dieser oder jener Tätigkeit des Ordens bauen, ausbauen oder destinieren soll. In jedem Falle ist eine Vielzahl von Gesichtspunkten einschlägig.

Fundamentale Vorbedingung und logische Vorbedingung einer auch formal gefaßten Mitverantwortung ist die ständige, dichte Information aller Beteiligten. Erneut sind zeitbedingte Überlagerungen abzutragen. Die Kabinettpolitik in Staat und Kirche, die einige Jahrhunderte lang die Patina des Selbstverständlichen trug, spiegelte sich als Stilform auch in der Führungstechnik des Jesuitenordens. Wie im Staat und wie in der Kirche war dieses Stilelement habituell durch Gründe des Gemeinwohls verbrämt. Wie in der Kirche und namentlich in den wirtschaftlichen Unternehmungen löst das Programm möglicher Transparenz aller Vorgänge einen Schock bei jenen aus, die sich daran gewöhnt haben, daß sie von Einzelheiten wissen, die anderen verborgen sind. Ohne jeden Zweifel gibt es die Grenze des Diskreten, nicht aber in Gestalt eines weit hinaus geschobenen Schutzwalles, der das Regieren leichter macht, als es nötig ist.

Auch der am meisten Progressive der Ordensangehörigen wird die Selbstverantwortung nicht bis zu einem ausgesprochenen Gewissenssolipsismus fortentwickelt wissen wollen. Gerade weil und soweit es im wachsenden Maß auf die Repräsentanz des Ordens durch jedes einzelne Mitglied ankommt, weil die Erwartungen, die sich auf die höheren Obern richten, wesentlich zu dämpfen sind, müssen zur Abwehr eines exzessiven Individualismus namentlich mit dem Ziel, jeden den Verband sprengenden Subjektivismus zu vermeiden, bewußter als bisher Verfahren gepflegt werden, die einen Mindestgrad an Objektivität und Allgemeingültigkeit des Verhaltens gewährleisten. Eine logische Notwendigkeit! Wie man weiter konkretisiert, läßt sich nur in Überlegungen miteinander bestimmen.

Die Tatsache, daß sich das II. Vaticanum so lebhaft mit dem Gedanken der Kollegialität befaßt hat, ist offenbar nicht Zufall gewesen. Geistesgeschichtlich war diese Antithese fällig. Sie ist es gleichfalls unter den Jesuiten. Wieder ist bei dieser Aussage nicht an eine Auflockerung der monarchischen Zuständigkeiten im Orden gedacht, also nicht an ein Kollegium von Mitgliedern, das an die Stelle des Generals oder des Provinzials treten sollte. Fällig ist eine betontere Kollegialität im Horizontalen, die mit der Bereitschaft aller Vollmitglieder identisch ist, die notwendigen Verhaltensmuster durch eine untereinander getroffene Konvention fortzuentwickeln.

Mehrfach war vom Sinn des Ordens, von der Idee des Ordens, von dessen Grundgedanken und dessen Idealen die Rede. Mit einer Mischung aus Behagen und Unbehagen stößt jede moderne Diskussion sofort in diese schillernden Bezugspunkte hinein. Nur macht man sich den Angriff zu leicht, wenn man die Unbestimmtheit in der Vorstellung begründet sieht, daß es nun der einzelne sei, der sich der Leitidee des Ordens vergewissern müsse. Im Prinzip ist diese Idee zur Zeit nicht so bestimmt, wie es die Altväter meinten. Auch für die Obern nicht. Ja, nur auf sich gestellt, sind sie besonders im Stich gelassen. Denn jeden dritten Tag dürfte es so sein, daß sie einen strukturbedeutsamen Entscheid zu treffen haben, ohne daß die Konstitutionen, ohne daß Anweisungen der Zentrale ihnen eine genaue Handreiche bieten. Gemeinsam nur kann man die Idee des Ordens in tagtäglicher Selbstverantwortung fortentwickeln, in kleinen Schritten. Indem man partnerschaftlich die Haftung miteinander teilt, indem man einander den Rücken deckt, in christlicher Epikie.

Ob rein tatsächlich geworden oder geschichtlich fällig, die extensive Haftung des einzelnen Mitglie des für die Sinnerfüllung des Ordens wirft die Frage nach dem Stellenwert des Gehorsams auf. Wird der Gehorsam nicht aus dem Alltag des Ordenslebens verdrängt? Kaum mehr, als er es praktisch bereits ist. Sicherlich ist der Gehorsam neu zu formulieren, mit

sehr viel Vorsicht und Takt. Nicht so sehr deshalb, weil sich die moderne Menschheit unter seinem Zeichen größte Verbrechen erlaubt hat, Gesetzesnotstand, Befehlsnotstand nannte man ihn hier. Eher schon aus dem rein funktionalen Erfordernis einheitlicher Willensbildung, wobei das Funktionale nicht wie so oft mit „zweckhaft“, „materialistisch“, „weltimmanent“, „ideenarm“ oder anderen despektierlich untermalten Merkmalen gleichgesetzt werden darf. Neuerdings ringen die Theologen um die heilsgeschichtliche Bedeutung funktional richtiger Bemühungen.

J. Sudbrack machte kürzlich darauf aufmerksam („Geist und Leben“, 40 [1967] 246 ff.), daß der Gehorsam nur dem „Wortlaut des Gelübdes“ nach dem Obern, „tiefer gesehen aber dem Orden und dem Ordensziel, für das der Obere nur Ausführungsorgan ist“, gilt. „Wenn wir nicht das Zufällige – den Gehorsam gegenüber einer bestimmten Person – für das eigentlich Bestimmende – das von der Kirche authentisch bestätigte Ordensziel – eintauschen wollen, müssen wir auch von diesem Ziel her die Struktur des Gehorsams zu verstehen suchen“ (263). Gehorsam ist Dienst am Ziel. J. Sudbrack zitiert seinerseits Hausherr: „Daß aber für den Menschen, der sich dem Charisma einer religiösen Gemeinschaft verpflichtet hat, sich nun innerhalb der Gemeinschaft ein ‚geistlicher Vater‘ findet, der ihm seinen Weg weist, ist ein Geschenk Gottes, hat aber . . . mit dem Ordensgehorsam kaum etwas zu tun (264)“. Noch einmal J. Sudbrack selbst: „Die ‚Institution‘, der der Gehorsam letztlich gilt, ist die Kirche Jesu Christi, und von ihr her wird der funktionelle Gehorsam überkleidet mit der religiösen Bedeutsamkeit . . . Dienst in der Kirche macht den funktionellen Gehorsam zum religiösen Gehorsam“ (265). In solchen Texten kommt das Instrumentale und Funktionale des Gehorsams so zum Ausdruck, daß nicht gleichzeitig eine Abwertung vorgenommen ist.

Soziologisch gesehen ist die *vita communis* nach wie vor der sichtbarste Ausdruck gemeinsamer Bestrebungen, auch wenn sie im negativen Grenzfall zu rein räumlicher Koexistenz zusammenschrumpfen kann. Sie bedarf einer intensiveren Pflege als in den Perioden, da die Arbeit und damit die Selbstverantwortung der Mitglieder weniger stark voneinander abwich. Diese Aussage ist wieder nicht Appell, sondern empirischer Befund. Eine *vita communis* von Ordensleuten, die als einzelne, jeder für sich, in ihrer Arbeit einer Art Diaspora ausgesetzt sind, wird der Beobachtung nach nicht gefördert, wenn es unter den an sich Gleichgesinnten zufolge der Kritik, die hier geübt wird, weniger häuslich zugeht, als in der Welt der Andersdenkenden draußen. Die Pflicht zur *vita communis* darf nicht zum Vorwurf werden, psychologisch wird sie sonst zum Widerspruch in sich. Erneut liegt die größere Verantwortung bei den Mitgliedern, die geringere bei den Obern.

Unverändert sind die gemeinsamen Arbeiten typisch für den Orden und seine Provinzen. Nur hat sich ihre Eigenlogik verschoben. Solange der Obere die gemeinsame Arbeit verkörperte, die Mitglieder eher Vollzugskräfte waren, bestimmte er die Intensität, mit der sich der einzelne am gemeinsamen Werk zu beteiligen hat. Meistens war es stilkonform, daß er verlangte, jeder solle sich ohne Ablenkung dem gemeinsamen Bemühen widmen. So lückenlos und ohne jeden Bezug nach außen ist die gemeinsame Arbeit in der Regel nicht mehr. Das Ziel ist mehrschichtig und läßt meistens verschiedene Verhaltensweisen zu. Wenn es in der Substanz garantiert ist – diesbezüglich bedarf es kaum besonderer Aufmerksamkeit –, kann es entweder in diesem oder in jenem Teilwert verfolgt werden, und zwar in Teilwerten, die sich jedem Beteiligten anders zeigen. Soll das Wertbewußtsein der Mitglieder nicht als belanglos gelten, dann ist diesem Wertbewußtsein logisch notwendig Raum zu lassen. Die gemeinsame Arbeit ist dann nicht vordefiniert, sondern Ergebnis gemeinsamen Bemühens. Eine Integration von Grundzielen und persönlich betonten Wertbeziehungen entspricht dem derzeitigen Menschenbild besser als die lückenlose Bindung an das Generelle oder die Konkretisierung, die ein einziger gewählt hat.

Gemessen an der Form der Verantwortung, die in der veränderten Situation den Autoritäten obliegt, war deren vormalige Zuständigkeit eher eine schablonenhafte. Sie wurde entschieden differenzierter, eben weil das normative Bild des Menschen differenzierter wurde.

Das Ordnungsmoment der Autorität ist auf Grund der sinkenden Funktionen, die dem Träger der Gewalt zukommen, nicht belangloser, sondern wichtiger geworden. Es bedarf größerer Sorgfalt, die genau eingepaßte Autorität zu respektieren, als der exzessiven Autorität der Vorzeit gegenüber aufzubringen war. Autorität ist Last. Je mehr sich das nach unten durchspricht, desto erträglicher wird sie. Denn so gesehen, läßt sich auch im Blick auf sie das Bibelwort (Gal 6, 2) anführen, nach dem einer des anderen Last mittragen solle.